

Hans Bemann

# Die Verzauberten

Band 3:

Massimo Battisti

Von einem, der das Zaubern lernen wollte

Roman



*Frau Professor Dr. Annemarie Schimmel danke ich für die Erlaubnis, drei Sätze des Sufi-Mystikers Husain ibn Mansur al-Halladsch aus ihrer in dem Band »Gärten der Erkenntnis«  
abgedruckten Übersetzung zu zitieren.*

Massimo Battisti, Professor der Kunstgeschichte, wohnhaft in Venedig – was hat es mit diesem Menschen auf sich? Unversehens ist er in meiner letzten Geschichte aufgetaucht, und ich weiß bisher von seinem Vorleben nicht mehr, als er selbst preisgegeben hat, von seiner Kindheit im Haus des erfolgreichen, aber aus einfachen Verhältnissen emporgekommenen Vaters, nach dessen frühem Tod der damals sechzehnjährige Sohn die Verantwortung für Haus und Vermögen übernehmen musste, weil die verwöhnte Mutter, die *Contessa*, dieser Aufgabe nicht gewachsen war, und wie diese vornehme Mutter den Sohn festhielt als ihren kostbarsten Besitz, den sie mit niemandem teilen wollte, schon gar nicht mit einer Frau.

Seither hat diese Figur begonnen, mich zu bedrängen. Offenbar will sie mich zwingen, ihr mehr Lebenshintergrund zu verschaffen, als ich ihr bislang zugestanden hatte. Also eine eigene Geschichte, nunmehr über diesen italienischen Gelehrten mit dem Mutterkomplex?

Außer den eben erwähnten mageren Andeutungen zu seiner Biografie, die er selbst geäußert hat, weiß ich vorderhand über ihn nur noch, dass die fiktive Erzählerin ihn in zunehmendem Maße in Zusammenhang gebracht hat mit dem sagenhaften Magier Merlin. Es sind ja auch ihre Geschichten, die Geschichten um ihr erzähltes zweites Ich, die Königstochter Herod, in denen er ihr näher und näher kommt, um dann unversehens weggerückt zu werden in eine kaum noch zu überbrückende Distanz.

Genau besehen ist dieses fiktionale Gewebe noch komplizierter: Die Geschichte, von der hier die Rede ist, und somit auch die Geschichten um Herod, habe ich ja vom ersten bis zum letzten Wort selbst geschrieben, die ersten Seiten übrigens an demselben Schreibtisch im Haus meiner Freunde an der Donau, in Sichtweite des Benediktinerstifts Melk drüben am anderen Ufer, und nun sitze ich wieder hier und denke darüber nach, wie es sich eigentlich verhält mit dem Erzählen von Geschichten. Habe ich mir diese und auch andere vorausgegangene Geschichten einfach ausgedacht – was immer dieses Wort auch bedeuten mag? Woraus denn? So einfach ist dieser Vorgang nicht zu denken, jedenfalls nicht so autark, wie dieses Wort zu unterstellen scheint. Wie verhält es sich dann? Habe ich diese Geschichten nicht erfunden, wie man so sagt, sondern gefunden? Sozusagen aufgelesen aus dem Strandgut der Lektüre vieler Jahrzehnte oder aus all dem, was mir während dieser Zeit zu Ohren gekommen ist? Auch diese Vorstellung will mir nicht recht behagen; denn ich bin nicht der Meinung, dass Geschichten vergleichbar wären mit einem Stück Treibholz, das man am Strand aus dem Sand klaubt, oder der Schale einer längst verfaulten Muschel, tote Materie all das. Aber so sind Geschichten nicht; sie können durch solches Fundgut allenfalls in Erinnerung gerufen werden.

Viel besser gefällt mir die Vorstellung, dass diese Geschichten mich gefunden haben. Geschichten wurden erzählt, seit es Menschen gibt auf dieser Welt, Menschen, die sich durch Wörter

anderen mitteilen können, ganz zu Anfang vielleicht sogar durch Gesten und nachahmende Tanzbewegungen. Geschichten waren immer notwendig, weil sie die Wege eröffnen, auf denen die Welt begreifbar werden kann, diese Welt, die eigentlich nicht zu begreifen ist. Diese Geschichten begegnen mir, wie mir andere Menschen begegnen auf meinen Wegen, und sie fordern mich auf, ihnen hörbare, vorstellbare Gestalt zu verleihen, indem ich sie mir zu eigen mache, das soll heißen: ihre Bilder, ihre Figuren, ja eigentlich ihre Wörter mit meinen eigenen Erfahrungen fülle und damit neu zum Leben erwecke. Auf solche Weise beginne ich, in diesen Geschichten nicht nur die Welt neu zu entdecken, die in den Geschichten nachgezeichneten Wege der Menschen, sondern auch mich selbst.

Da sitze ich nun in Sichtweite des gewaltigen Stifts, das auf dem Felsen über der nach Osten strömenden Donau aufragt, des prunkvollen barocken Bauwerks, hinter dessen grün patinierter Kuppel und der vielhundertfenstrigen, sonnengelben Fassade sich der ältere Bau verbirgt, jener klösterliche Bau, in dessen kühlem Zellengewölbe zur Zeit des späten Mittelalters ein greiser Mönch eine erregende und ihn selbst erschreckende Geschichte aufgeschrieben haben soll, die von der Gewalt und auch von der Fragwürdigkeit der Wörter handelt, vom Geheimnis der aufgeschriebenen Texte und Geschichten. Und so spielt es für mich überhaupt keine Rolle, dass auch dieser Mönch nur als die Figur einer sich selbst mehrfach infrage stellenden fiktionalen Geschichte existiert, die ein anderer Autor aufgeschrieben hat, ein italienischer obendrein, was mir sehr gelegen kommt bei meiner Absicht, die Geschichte eines italienischen Professors aufzuschreiben.

## 1

Also: Massimo Battisti – wo kommt er her? Irgendwann einmal muss er ein Kind gewesen sein, ein Kind in einem weitläufigen Haus, sagen wir: in der Gegend von Treviso. Sein Vater war schon zu Reichtum gekommen, als er – sehr gegen den Willen ihrer Eltern – eine Tochter aus vornehmerm venezianischem Geschlecht heiratete und ihr dieses Haus baute. Er selbst stammte aus dem Süden der Halbinsel, wo man noch dazu neigt, seine Frau von der Außenwelt abzuschirmen oder gar schlichtweg einzusperren, wie es bei den Mauren üblich gewesen war, die lange Zeit die Sitten des Südens bestimmt hatten. So hatte er mitten am Hang eines von Weinstöcken, Obstbäumen und Kastanien bewachsenen Hügels, den er in seinen Besitz gebracht hatte, einen Bau aufführen lassen, der trotz – oder vielleicht auch wegen – seiner modernistischen Beton-Architektur am ehesten an die staufischen Burgen in der Heimat des Bauherrn gemahnte. Fenster nach außen gab es nur im oberen Stockwerk, die unteren waren eher Luken zu nennen, geeignet, aus ihren schmalen Öffnungen einen angreifenden Feind zu beschießen, vorausgesetzt, dass dieser überhaupt bis zum Haus hatte vordringen können; denn Battisti hatte

diesen gesamten Besitz mit einer hohen weiß gekalkten Mauer einfrieden lassen, die von einem einzigen Tor durchbrochen war. Wer innerhalb dieser Einfriedung lebte, hatte tunlichst auch darin zu bleiben und sein Genüge zu finden an den Rebstöcken, den Pfirsich- und Feigenbäumen und dem Kastanienhain auf der Höhe des Hügels.

Dieses Gelände war einem Gärtner anvertraut, der mit seiner Frau und zwei Gehilfen weiter unten an der Auffahrt in einem kleineren Gebäude wohnte. Im Haus selbst waren nur Frauen beschäftigt, eine Wirtschafterin, die als Einzige unter dem Dienstpersonal über einen Torschlüssel verfügte, den sie allmorgendlich benutzte, um im Dorf am Fuß des Hügels die notwendigen Einkäufe zu erledigen. Außer ihr gab es noch eine Köchin, zwei Dienstmädchen für die niederen Arbeiten und schließlich eine Kinderfrau für den kleinen Massimo.

Alles in diesem einer Wehrburg ähnlichen Haus öffnete sich nach innen zu einem offenen Patio, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte. Hier gab es einen Garten mit den Gewürzkräutern des Südens: Basilikum verströmte seinen herb scharfen Duft, Rosmarin, Thymian und Origanum rundeten das Bouquet ab. Wenn man durch die Arkaden schlenderte, die im Geviert den Patio umgaben wie ein Kreuzgang, wehte einem dieser appetitanregende Geruch in die Nase, und ebendiesen Effekt hatte sich der Erbauer wohl gewünscht; denn er hatte es gern, wenn sein Appetit angeregt wurde, Appetit auf noch mehr Besitz, Appetit auf ein sorgfältig zubereitetes Mahl, Appetit auf eine schöne Frau.

Allerdings war er nicht oft in den Arkadengängen anzutreffen. Es konnte geschehen, dass er unangemeldet mitten in der Nacht in seinem Maserati vorfuhr, seinen Wagen über die den Hang emporschwingende Auffahrt zum Haus steuerte, die Einfahrt zur Garage öffnete, aus deren Hintertür man unmittelbar den Innenhof betreten konnte. Kann sein, dass er ein Bad nahm, ehe er seine Frau überraschte; manchmal brachte er die Geduld dazu nicht auf, sondern legte sich sogleich zu ihr, um sie in den schweißigen Dunst seiner Begierde einzuhüllen und mit der ihm eigenen Heftigkeit zu umarmen. Manchmal blieb er für ein oder zwei Tage, oft fuhr er schon im Morgengrauen wieder in seinem Wagen davon.

So kam es, dass der Knabe Massimo ihn nur selten zu Gesicht bekam. Sein Vater, das war ein unvertrauter, eher angsteinflößender Besucher mit befremdlichem Gebaren, der die Mutter *meine süße kleine Contessa* nannte und schon im nächsten Augenblick Nana, die Kinderfrau, ohne ersichtlichen Grund dermaßen anschrie, dass sie in Tränen ausbrach und schluchzend aus dem Zimmer stolperte. Wenn der kleine Massimo angesichts einer solchen verbalen Züchtigung seiner geliebten Nana zu heulen anfang, riss ihn dieser Vater mit jähem Zugriff empor, hielt ihn mit ausgestreckten Armen in Augenhöhe vor sich hin und starrte ihm mit seinen

obsidianschwarzen Augen so lange ins Gesicht, bis es dem Kind gelang, seine Tränen zurückzuhalten und sein Schluchzen zu unterdrücken.

»Siehst du!«, sagte dann dieser Vater befriedigt. »Ein Mann weint nicht und schon gar nicht wegen einer Frau.«

Dann stellte er ihn wieder auf die Füße und schien gleich danach vergessen zu haben, dass es diesen Sohn gab.

In seinen ersten Lebensjahren war für Massimo die Welt durch Mauern eingegrenzt, zunächst durch die Mauern des Zimmers, in dem er bei seiner Kinderfrau schlief, sie in einem schmalen hölzernen Bett an der fensterlosen Innenwand, er in seinem Gitterbett neben dem Fenster, durch das er hinab in den Innenhof blicken konnte. Oft schaute er hinab zu dem kreuzförmig von Wegen unterteilten Kräutergarten, in dessen Mittelpunkt der Springbrunnen sein Wasser bis über die Höhe des Fensters heraufschleuderte. Wenn das Wetter es zuließ, nahm ihn die Kinderfrau mit hinunter in den Patio, setzte sich mit ihrem Strickzeug auf eine steinerne Bank unter den Arkaden und beobachtete ihn, wie er über die schmalen kiesbestreuten Wege zwischen den Kräuterbeeten lief.

Es war eine der frühen Erinnerungen Massimos, dass er auf der Stufe des steinernen Sockels saß, der das Becken des Springbrunnens trug, und emporschaute, dem in die Höhe schießenden Wasser nach, das weiter oben aus dem Schatten der Mauern sprang und von der Sonne zu Licht sprühenden Funken verwandelt wurde, ehe es wieder herabstürzte, in den Schatten zurücktauchte und ins Becken planschte. Und hoch über dem funkelnden Sprühen spannte sich blau der Himmel aus, durchpfeilt von Schwalben, die schreiend durch das Blau kurvten, und während sein Blick ihren schwirrenden Flügen folgte, wurde ihm zum ersten Mal bewusst, dass er eingeschlossen war in dieses helle Gemäuer, weit entfernt von der Freiheit der Vögel, die aus dem Nichts auftauchten und das ragende Geviert der Mauern wieder verließen, als gäbe es oben im Blauen keine Grenzen. Zu dieser Zeit stellte er sich die Welt außerhalb des Hauses vor als einen blauen, lichtdurchfluteten Raum, der allein den Vögeln gehörte; denn er konnte ihre Schreie noch hören, wenn sie das sichtbare Feld über dem Patio längst verlassen hatten.

An schönen Tagen kam auch die Mutter herunter in den Kräutergarten und setzte sich auf eine Bank unter den Arkaden, allerdings nie auf jene, die Nana gewählt hatte. Er wusste schon sehr früh, dass er ihre Lektüre nicht stören durfte, doch wenn sie ihn rief, löste er sich aus seinen Freiheitsträumen, ging zu ihr und forderte ihre Zärtlichkeit heraus, indem er sich, halb stehend, halb auf die Bank gekniet, an sie schmiegte. Es wurde schon gesagt, dass er seine Kinderfrau liebte, doch diese hielt sich mit körperlichen Berührungen zurück und wagte ihn nur mit Worten

zu lieblosen, als scheue sie sich, in einen Bereich einzudringen, der einzig der lieblichen Mutter des Kindes zustand. Umso intensiver genoss Massimo die Berührungen der Mutter, die, während sie weiterlas, ihre Hand über seine Schulter hinab langsam über seinen Körper wandern ließ, ohne zu bemerken, dass er wieder hinauf zum Himmel blickte, den die Schwalben durchkreuzten.

»Die Vögel«, sagte er, »fliegen die auch in der Nacht?«

»Nein«, sagte die Mutter. »Nachts müssen sie schlafen wie du.«

»Wie ich?« Massimo war erstaunt. Er konnte sich nicht vorstellen, dass diese Vögel, die frei über den Himmel zogen wie geworfene Steine, ihm in irgendetwas ähnlich sein sollten. »Schlafen sie wie ich in einem Haus?«, fragte er.

Die Mutter lachte. »Nein«, sagte sie, »in einem Nest unter freiem Himmel.«

»So möchte ich auch schlafen«, sagte Massimo. »In einem Nest unter freiem Himmel.«

Die Mutter schüttelte den Kopf, und er merkte an der Art, wie sie lächelte, dass sein Wunsch unter keinen Umständen erfüllt werden würde, und deshalb entschied er sich dafür, nicht mehr darüber zu sprechen.

Aber der Gedanke daran ließ sich nicht verdrängen, sondern zwang ihn zu überlegen, wie er zu einem Nest unter freiem Himmel kommen könne. Zunächst, dachte er, musste er eine Nacht wählen, in der nicht die Gefahr bestand, dass sein Vater plötzlich wie ein Springteufel zu einem seiner Besuche auftauchte, also am besten eine Nacht kurz nach seiner Abreise. Vor allem aber musste er sich einen Hausschlüssel besorgen. Am ehesten kam jener in Betracht, den seine Mutter in ihrer Handtasche verwahrte. Wenn er abends in ihr Zimmer kam, ehe er zu Bett gebracht wurde, lag diese Handtasche auf der kleinen Kommode vor dem drehbaren Spiegel, der darauf stand. Morgens saß seine Mutter davor und machte sich ihre Haare, ehe sie ihre Tasche nahm und hinunter ins Speisezimmer ging, um mit ihm zu frühstücken.

All das überlegte er sich, bedachte jeden einzelnen Schritt und wartete im Übrigen auf den nächsten Besuch seines Vaters. Als darüber schon ein paar Wochen vergangen waren und er eines Vormittags wieder neben seiner Mutter unter einer Arkade des Patio saß und den über den porzellanblauen Himmel dahinschießenden Vögeln mit den Blicken folgte, fragte er seine Mutter, wann sein Vater wieder einmal komme.

Sie blickte ihn erstaunt an, weil er sonst nie nach ihm fragte, und sagte dann: »Wer kann das wissen?«

In der nachfolgenden Nacht sollte er in seinem Zimmer allein schlafen. Die Kinderfrau hatte sich erkältet oder einen Grippevirus aufgeschnappt; jedenfalls lag sie im Fieber und hustete

dermaßen, dass ihr trockenes Bellen durchs ganze Haus zu hören war. Damit sie das Kind nicht ansteckte, hatte man ihr ein Bett in einem anderen Zimmer gerichtet.

Massimo fand es zunächst ganz lustig, allein in seinem Zimmer zu sein. Niemand konnte ihm verbieten aufzustehen, barfuß und im Nachthemd zum Fenster zu gehen und hinaufzuschauen zu dem Geviert des Himmels, das sich über dem schon nachtdunklen Patio nur wenig heller abhob. Keine Vögel pfeilten mehr darüber hin, aber etwas anderes schwirrte, ständig jähe Haken schlagend, zwischen den Mauern hin und her. Oft huschte eins dieser Nachtwesen dicht an seinem Fenster vorbei, ohne dass er genauer erkennen konnte, wie es aussah. Damals wusste er noch nicht, dass dies Fledermäuse waren, aber ihr flattriger Flug gefiel ihm nicht, und er vermutete schon, dass dies keine Vögel waren, sondern unheimliches Nachtgetier, das die freie Höhe des Himmels scheute und hier im Gemäuer umherjagte, wer weiß nach welcher Beute. Er fuhr erschrocken zurück, als eines der Flatterwesen die Fensterscheibe dicht vor seinen Augen mit den Flügeln streifte. Das klang, als wische ein ledriger Lappen darüber. Er mochte nicht länger zuschauen, kroch zurück in sein Bett und schlief bald danach ein.

Irgendwann in der Nacht erwachte er von einem heftigen, lange zwischen den Mauern des Innenhofs nachhallenden Donnerschlag, der die Fensterscheiben zum Vibrieren brachte. Und damit brach Blitz um Blitz ein Gewitter los, unter dessen Getöse die Mauern des Hauses bebten. Windböen schlugen gegen die Fenster und brachten dem erschrockenen Kind die seltsamen Flattertiere in Erinnerung, von denen eines an den Scheiben entlanggestrichen war, wie er jetzt fürchtete, als Vorbote kommenden Unheils. Nun meinte er, im ungewissen Licht der Blitze wahrzunehmen, wie sich diese zu hautgeflügelten monströsen Gestalten angeschwollenen Unwesen vor dem Fenster drängten und es aufzudrücken versuchten, um in sein Zimmer einzubrechen. Da sprang er schreiend vor Angst aus dem Bett, stürzte zum Zimmer hinaus und jagte über den langen dunklen Gang zu dem Zimmer, in dem seine Mutter schlief oder jetzt auch schon nicht mehr schlief; denn sie empfing den Eindringling, der jäh die Tür aufriss, mit zwei oder drei Schritten schon bei ihr war, in ihr Bett sprang und unter die Decke kroch, mit einem gellenden Schreckenschrei, ehe sie begriff, dass dies kein Nachtmahr, sondern ihr Sohn war, der sich bibbernd vor Angst an ihren Körper drückte.

»Die Flattertiere!«, schrie er. »Die Flattertiere kommen durchs Fenster!«

Das verstand die Mutter nicht. Es dauerte eine Weile, bis es ihr gelang, das Kind zu beruhigen, während draußen in immer dichteren Abständen Blitz und Donner aufeinanderfolgten. Dann wanderte das Gewitter allmählich ab, nur noch schwache Blinklichter ferner Blitze und verebbendes Grollen. Da war Massimo schon an der Seite seiner Mutter eingeschlafen.



Viel Beruhigung und Ruhe war ihm allerdings nicht vergönnt; denn irgendwann später in dieser Nacht wachte er davon auf, dass jemand die Klinke niederdrückte und die Tür öffnete. Das Unwetter hatte sich verzogen, und der seit wenigen Tagen abnehmende Mond leuchtete noch hell genug, um die Gegenstände im Zimmer schattenhaft sichtbar werden zu lassen. Massimo sah, wie der Flügel der Tür langsam aufgedrückt wurde und eine dunkle Gestalt sich hereinschob, die Tür leise ins Schloss drückte und herüber zum Bett schlich. Als sie dabei den Lichtbalken durchquerte, den der Mond durch das Fenster auf das Parkett warf, war für einen Augenblick ein blasses Gesicht zu erkennen, das Helle der Augen spiegelte aufblitzend das Licht, und ein kräftiger Schnurrbart zerschnitt dieses Gesicht querdurch in zwei Hälften. Auch unterhalb dieses Gesichts ließ der Mond eine Reihe senkrecht übereinanderstehender Punkte aufblinken, dazu je einen rechts und links davon, sodass es aussah, als trüge dieser Eindringling ein Kreuz auf der Brust.

Massimo begriff wohl, dass dies sein Vater war, der sich hereingeschlichen hatte, um sich zur Mutter zu legen, aber zugleich erschien ihm diese nächtliche Gestalt erschreckend fremd, als trüge sie die grausige, quer zerhackte Maske eines Dämons oder wäre gar in Wirklichkeit ein unheimlicher Nachtgänger, mit dem das Unheil in die vermeintliche Sicherheit seiner Zuflucht hereinbrach; denn die Gestalt stand nun über ihm und blickte zornig auf ihn herab. Das Kind erkannte jetzt, dass der Vater eine Uniform trug.

»Wer liegt da bei meiner Frau?«, knurrte er in jäh aufsteigender Wut über diesen heimlichen Liebhaber. Erst im Zupacken begriff er, dass dies ein Kind war, das sich voll stummer Angst an die erst allmählich erwachende Mutter klammerte. Sein Sohn.

Da lachte er laut auf und sagte: »Du bist noch zu klein, um bei Frauen zu liegen, aber schon zu groß, um im Bett deiner Mutter zu schlafen.« Er griff ihn sich, wie er einen Hamster aus dem aufgedragenen Bau greifen würde, hob das sich zappelnd wehrende Kind mit einer Hand aus dem Bett und trug seine Beute hinaus in den finsternen Gang und hinüber ins Kinderzimmer, ließ es dort ins zerwühlte Bett fallen und war schon wieder draußen, ehe Massimo recht begriffen hatte, wie ihm geschah.

Damals, als das Kind dort allein im Zimmer lag, noch gestoßen vom Schluchzen seiner Angst und noch immer das Gesicht des Vaters vor Augen, die gespaltene Maske, die sich im Mondlicht ihm genähert hatte, damals wurde ihm zum ersten Mal bewusst, wie fremd ihm dieser Vater war, manchmal ein lachender Mann, der seine Späße mit ihm trieb, ihn auf seinen Knien reiten ließ, um ihn dann unversehens ins Bodenlose stürzen zu lassen; einer, der ihn unten im Innenhof des Hauses neben dem Wasserbecken in die Höhe warf, dass er vor Lust und zugleich vor Angst laut kreischte, und ihn dann in seinen sehnigen Armen sicher auffing und wieder auf

die Beine stellte, aber auch einer, der ihn aufgriff wie ein erlegtes Stück Wild und davontrug, um ihn irgendwo fallen zu lassen, ohne weiter darauf zu achten, ob er in ein weiches Bett oder auf steinigem Boden stürzte. Dieser Vater war von anderer Art als die Mutter, bei der er stets wusste, ob sie für sich sein wollte oder bereit war, ihn zu berühren oder mit ihm zu sprechen; anders auch als Nana, die Kinderfrau, die ständig von der Sorge getrieben wurde, er könne sich durch irgendeine unbedachte Bewegung wehtun. Mit diesen beiden Frauen konnte er sich aus, aber der Vater war ihm fremder als fremd. Er war unheimlich. Weder wusste das Kind, woher er kam, wenn er unversehens auftauchte, noch konnte es ahnen, was der Vater im nächsten Augenblick tun würde, oder gar, was er von diesem Kind hielt, mit dem er auf solche Weise umging.

Er blieb auch diesmal nicht lange, nach dieser ersten Nacht nur noch einen Tag und eine weitere Nacht. Während des Tages trug er den olivfarbenen Uniformrock, als könne er jeden Augenblick zu einer dienstlichen Obliegenheit abgerufen werden. Als er so gekleidet am Vormittag den Innenhof betrat und das Kind, das am Rand des Wasserbeckens gespielt hatte, unversehens aufhob und auf dem Arm hielt, betastete es die blinkenden Knöpfe und fragte: »Bist du jetzt bei der Polizei?«